

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Dornröschen im Dorf. Von A. v. Freydorf

[urn:nbn:de:bsz:31-337478](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337478)

## Dornröschen im Dorf.

Von  
A. v. Freydorf.  
Nachdruck verboten.



**G**roßvadder!  
dös gib num-  
me heit uff.  
I duh's nit  
leide. 's ischt  
alleweil no  
kieh drausse  
in der Nacht,  
wenn's au ball  
Sommer ischt. De  
Dod könnst dir

hole un no hätt i jo foi Mensche  
mer in der weide Welt. Gell  
Großvadderche — Du duchst daheim bleiwe heit  
Nacht, un i mach e Feuerche im Ofen an?"

Der Alte schüttelte den weißhaarigen Kopf.  
„Geh, laß mi aus! Wo denkst numme hin,  
Agathe. I haw d' Verandwörung un krieg  
der Lohn derfür. No wirde se gar ball nen annre  
Wächter for d' Bleich anschstelle. Du weischt jo  
selbscht, daß uns der Herr Burgermeeschter nit  
grien ischt, do derfermer nix verbasse! Dös bissele  
Huschte macht mer nix. Komm Mahdel, lang mer  
mei Duwakpeif un mei Nachtmüs, un gud Nacht!“

Dabei ging er auf den biden, viel geflickten  
Mantel zu, der an der niederen Hüttentür hing;  
aber er kam nicht so weit. Ein krampfhafter  
Hustenanfall zwang ihn, sich auf die Fensterbank  
niederzusetzen, und nachher war er davon so er-  
schöpft, daß er nicht mehr aufzustehen vermochte.  
Agathe gab ihm etwas Kamillenthee zu trinken,  
den sie im irdenen Topf bereit stehen hatte.

„Gell, Großvadderche, i hab's g'wußt! Jetzt  
hilft alles Nebde nix. Jetzt legst di hier in dei  
guds warms Bett un i schtell dös Tränkche nebe  
dich. Un schau, wer soll mer denn ebbes thue,  
wenn i schtatt deiner dohrause uf der Bleich bin.  
Ich ziehe dei Zipelmütz uffen Kopp, no sieht sell  
koiner, daß do schwarz Hoor drummer isch un foi  
weißes! Awer foi Mensch kommt jo dort vorbei  
un d' Vorhäng sin jo ach runner — un nachher —  
wo denkt denn jemand dra, daß do ebber annersich  
drin liecht in dem alte Bettgichtell, als der Bleich-  
huber selber.“

Der Alte hatte sich ein wenig erholt. Doch  
nur mühsam und gestützt auf des Mädchens Arm,  
konnte er zur Kammer wanken, wo sein Bett stand.

„I seh jetzt selber ei, Kind, daß i nit ka. Un  
du hast recht: merke wird's koiner. Sitter die  
zeh Johr, die i dort Sommers über schloß, ischt  
no koiner zu mir ra komme. Do ischt der Karo  
gut vor. Anbinne muscht ihn awer nit; du muscht  
en frei laufe lasse, no bischt sicher.“

„So b'hüet di Gott, Großvadder. Wenn d'  
was willscht, numme e Licht anmake, gelt! i ka  
dei Fenschter seh von dorte, un nachher komm i.  
I schau halt als rüwer, wenn i vermach. Z'erscht  
gang i aber noch e bissele in d' Kirch un bett e  
Vadderunser, domit de widder ball g'fund wirsch  
und domit mer foi Schtück Wasch g'schtoble wird  
heit Nacht.“

Sie wollte aus der Tür.

„Vergiß d' Zipelkapp nit!“ rief ihr der Alte  
nach. „I komm noch emol!“ gab sie zurück, denn  
statt der Zipelmütze hatte sie rote Nelken in der  
Hand, die sie eben von einem Stock am Fenster  
abgebrochen. Dann eilte sie flinken Schritts außen  
am Städtchen herum, das hier mehr einem Dorfe  
gleich, zu dem am Bergabhang gelegenen Kirchlein.

Dort am Altar verrichtete sie ihr Gebet. Kurz  
war das gerade nicht, denn sie hatte noch um  
anderes zu bitten, als um das, was sie dem Groß-  
vater gestanden. Ach! waren's heut nicht just sechs  
Jahre, daß ihr Paul damals in Unfrieden von  
seinem Vater geschieden, in Unfrieden wegen ihr.  
Nun war er drüben über dem großen Weltmeer.  
Kommen wollte er erst wieder, wenn er sie einmal  
heimführen könnte in sein eignes Haus, sie und  
den alten Großvater. Aber Jahr um Jahr war  
vergangen. Briefe waren fast keine gekommen,  
und nur von seiner Schwester, ihrer früheren  
Schulkameradin, die seit vier Jahren verheiratet  
war, hatte sie einmal ein Wort über ihn gehört,  
als ihr diese höhnisch zugerufen:

„Kannsch immer noch e Weilche uffen Paul  
warte, wenn d' Luscht nit verlihrsich. 's ischt e  
Brief von sein Freund komme. Se hawwe jetzt  
ne Farm dort drüwe, un Frauezimmer gibt's dort  
au g'nug!“

„Awer koine, wo ihn so gern hot wie ich!“  
hatte Agathe trotzig antworten wollen; doch sie  
war still geliebt.

Jetzt sank ihr aber doch zuweilen der Mut.  
Sechs Jahre schon und kein Sterbenswörtchen  
von ihm! Sie stand vom Altar auf; die Nelken  
hatte sie im Nieder stecken.

An der Kirche linker Seitenwand war ein  
uraltes Denkmal eingelassen. Wer gotische Zeichen  
zu lesen verstand, mochte die Jahreszahl 1369  
entziffern, und den Namen Ulrichs Landschad.  
Das war nun freilich Agathens Sache nicht,  
aber sie mochte den steinernen Ritter, der da so

ruhig ausgestreckt lag, wohl leiden. In die geharnischte Hand legte sie ihm die Nellen.

„Wischt wohl coi Heiliger, sagt der Herr Klüschter, um um dei Fürschprach darf mer nett bette, aber schau, do uf dem Schein han mer halt doch g'esse, domals, wie er mer sei Lieb g'stanne hat un do hen mer au von emaner Abschied g'nomme. Un wi i halt gar so arg greint hob, no hatter g'sagt: Siehst den Ritter: so sechst wie der do bleibt in seiner Kirch, so sechst bleibt mei Herz bei dir, un so sechst un sicher komm i emol widder doher und hol di als mei Weibche!“

Gesprochen hatte Agathe das nicht, aber wohl gedacht. Laut sagte sie nur:

„Sechs Johr seitdem! O du guter Midersma, i wollt dir jo auch alle meine Kose bringe, wenn er nur widder kam!“

Eine heiße Träne fiel auf den Stein herunter, erschrocken wischte sie den Fleck mit der Schürze ab, machte ihren Knix gegen den Altar und wollte eben das Kirchlein verlassen, als ihr der Küster in den Weg trat.

Er hatte sie von außen durchs niedere Fenster gesehen, wie er gerade schließen wollte, sonst wäre wohl aus ihrer Nachtwache für den Großvater nichts geworden. — Nicht gar faust nahm er sie an der Hand und führte sie nochmals zum alten Landschad, der sich wohl Zeit seines Lebens nie solcher Ehre als Chevermittler unter seinem Landvolk geträumt haben mochte. Denn Glückes hatten sie sich damals überhaupt nicht von ihren Rittergeschlechtern versehen, zeigte der Name Landschaden doch genugsam, was der Bauer von ihnen zu erwarten hatte.

„I will dir ebbes sage, Mahdel. Greine kannsch meinsweg so viel de willsch — awer numme nit über den da. Erschtens hot ers nit verdient und zweitens, schau s' nimmt em d' Farb weg, un dös ischt ebbes ganz besonnens, wie die Herrn Gelehrde die ebbes von Alberdühmer versichte und die als von Heidelberg rüber komme — alle seggen. Herr zu meins Lebens, mache

die en Umschand, d'ß der noch so halber ang'schmiert ischt. Wenn aber alle Mädche von Neckarsteinach ihr Liewes'kummer drüwer ausweinen wollet, no wär's ball vorbei mit dere Herrlichkeit.“

Nun lachte Agathe wieder, machte sich rasch los und eilte zur Kirche hinaus.

Die Sonne war im Untergehn, ihr Widerschein glühte noch am Himmel. Noch war es nicht so spät, daß Agathe jetzt schon ihre Nachtwache anzutreten brauchte, so konnte sie der Erinnerung, die heute wieder so mächtig in ihr auftauchte, nicht widerstehn und ging weiter, bis sie gegen die Mauern des unteren Schlosses kam und hinunter auf den Neckar blicken konnte.

Dort angelangt aber mußte sie einen Augenblick die Hand über die Augen legen, so glastete noch alles im roten Feuer. Ihr gegenüber der hohe Dilsberg, mit seinem von alten Festungsmauern gekrönten Gipfel, seiner Burg ruine und seiner Kirche, spiegelte sich glühend in des Neckars Fluten.

All diese Schönheit zwar war's nicht, was das Mädchen so sinnend hinunter schauen ließ. Ihr sagte das Abendglühn nicht viel, sie hatte es von Kindheit an oft genug gesehen. Doch dort unten auf dem glitzernden Strom

kam langsam ein Floß. Solche auch sah sie oft genug, heute aber mahnte sie's mehr denn je an jenes, auf welchem ihr Schatz sich als Knecht verdingungen und mit den Schiffern nach Holland hinunter war, um von dort Ueberfahrt zu finden nach Amerika.

Plötzlich wurde sie aufgeschreckt aus ihren Träumen durch Pferdegestampf und Wagengerassel. Von der Biegung der Straße her, bergab, gerade auf sie zu, raste ein Wägelein, ohne Kutscher, ohne Demmschuh, von schon gewordenem Pferde gezogen. Glücklicherweise war niemand darin. Agathe wich zurück hinter einen hochaufgeschichteten Reifighaufen. Vor kurzen Tagen erst hatte der Sturm hier einen Obstbaum geknickt, der Stamm lag zur Seite, das Gezweig war ab-



In die geharnischte Hand legte sie ihm die Nellen.

gehauen, aber noch nicht weggeführt, dahinter hoffte sie Schutz zu finden.

Da aber, wie der Wagen näher kam, entfuhr ihr ein Schrei des Entsetzens, der Wagen war nicht leer, ein Kind saß darin, kaum dreijährig mochte es sein, das klatschte vor Freude in die Händchen und lachte über die tolle Fahrt. O Gott, das war Maria Sonnenbergs Kind, der verheirateten Schwester ihres Paul.

War denn niemand da, das Pferd anzuhalten?

Ja, dort hinten kam der Mann, dem es wohl gehörte, schreiend, laufend, aber von Einholen war keine Rede; bis er hinzugekommen, mußte ein Unglück geschehen sein.

Wie ein Blitz fuhr's ihr durch den Sinn, wenn man dem Gefährt etwas in den Weg werfen könnte, da hatte sie auch schon mit beiden Armen weit ausgreifend das Astwerk erfaßt, es mitten auf die Landstraße stoßend, im nächsten Augenblick stand sie selbst, einen dichtbelaubten Zweig hochschwingend, in atemloser Erwartung da — mit dem Schlag

sie dem heranschraubenden Pferde auf den Kopf; das schenkte noch mehr, bäumte sich, denn das Gesträuch war im Lederwerk hängen geblieben und deckte ihm nun Augen und Ohren. Während schüttelte es den Kopf und fiel dann in die Knie, auch mit den Hufen verwickelt in das vorgeworfene Strauchwerk.

Den Moment benutzte Agathe. Mit klopfenden Pulsen sprang sie auf das Trittbrett und nahm das Kind heraus. Den nächsten Augenblick wäre es zu spät gewesen, das Pferd hatte sich aufgerafft, und mit sich schleppend an den Hufen was

es hinderte, jagte es mit dem jetzt zur Seite stürzenden Wagen dem Abhang zu.

Keuchend kam der Mann heran. Jetzt erst erkannte sie ihn. Der Adlerwirt war's, des Kindes Großvater; derjenige, vor dem ihr ganzes Herz erbebte in steter Angst und Bitterkeit, derjenige, der ihr vor Jahren mit hartem Fluch die Tür gewiesen.

Noch hallten ihr die zornigen Worte in den Ohren. Sie hatte ihn gemieden seitdem, wenn sie

ihr von weitem kommen sah, einen Umweg gemacht. Nun stand sie vor ihm, sein Enkelkind im Arm und hatte gewagt, sich seinem Wagen, seinem Pferd entgegenzuwerfen. Daß sie damit eine Heldentat getan, daß sie das Kind gerettet, daran dachte sie in diesem Augenblick gar nicht, sie kam sich doch vor wie eine Verbrecherin.

Der Adlerwirt stand jetzt vor ihr. Er sah sie an mit maßlosem Erstaunen: „Du bist's, Agathe Huber?“ rief er.

„Wollet verzeihen!“ entgegnete sie ihm zitternd mit nieder-

geschlagenen Augen; „i hab's nit g'wußt, daß das Pferd Guer ischt, Herr!“

Er hörte sie aber schon nicht mehr, nun er das Kind in Sicherheit wußte in ihrem Arm, mußte er sehen, was mit dem Wagen, mit dem Pferd geschehen war. So rannte er weiter.

Einige hundert Schritte abwärts lag das Gefährt zertrümmert. Der Gaul hing noch lebend am Abhang. Schon sprangen Männer heran mit Hebestangen und Stricken, dem Adlerwirt zu helfen, das Pferd womöglich wieder aufzuziehen, und immer mehr Leute lockten die Zurufe und das



Der Adlerwirt war's, des Kindes Großvater.

Geschrei aus dem Städtchen unten herauf. Agathe sah sich um, es war niemand da, dem sie das Kind hätte übergeben mögen; sie aber mußte fort, es fing schon an zu dunkeln.

Witt, sagt dem Herrn Burgermeester, dös Kindlein do wär heimg'bracht!" bat sie einen der Männer und eilte mit der Kleinen fort, den Umweg nach dem untern Städtchen nehmend, wo das Ablerwirtshaus lag.

Sie stuzte auf der Schwelle, und ein Stich ging ihr durch's Herz, als sie in den Gang trat. Niemand begegnete ihr. Schen sah sie sich nach allen Seiten um, dann öffnete sie die ihr so wohlbekannte Wohnzimmertür ein wenig, sie mußte tief Atem schöpfen, denn auf dem Trittbrett meinte sie noch die Spur ihrer Thränen zu kennen. Durch den schmalen Spalt schob sie das Kind hinein und eilte fort, als sei sie ein Dieb und die Verfolger auf ihrer Spur.

Zitternd kam sie in ihrer Hütte an. Drinnen war's dunkel und still. Leise schlich sie zum Bett des Großvaters, sie glaubte er schlief. Aber als sie jetzt die Laterne anzündete und sich fertig machte, ihre Nachtwache auf der Bleiche anzutreten, da setzte er sich im Bette auf, schaute nach dem Fenster und sagte:

"smacht sehr düschter drauße, doch du bischt e schtramm's Mahdel. Mei Mantel ziegscht um, un dort isch d' Pelzmütz. Guck, dös merket keiner, wenn d' so über d' Wiese gehn duhsch, daß du um e wengs kleiner bischt. Na denn gut Nacht; g'segn di Gott! Un wenn was wär, des Belle dös thu i von hier scho höre un kenn an dem Karo sei Sprach!"

"Gut Nacht, Großvadder!"

Doch nochmals rief er sie zurück. „Bergiß d' Zipelkapp nit: der Wind bläst eim oft garfchtig in d' Ohre; 's hat Nize g'nug in de Wänd!"

Sie lachte, holte die weißgewebte Nachtmütze vom Ständer, wo sie hing und schob sie in die Manteltasche.

Draußen machte sie den Hund los, der wedelnd um sie herum sprang; und wirklich, wer sie so von weitem sah, mit dem Mantel, der Pelzmütze tief in die Stirne gedrückt, im unsicher flackernden Lichtschein ihrer Laterne, hätte nichts anderes vermutet, als was man zur Bleichzeit-allabendlich so über die Wiesen gehen sah: ten alten Huber, der seinem Wächteramt und Wiesenbett zu schritt.

Mancher Fremde, so von Neckargemünd nach Neckarsteinach fährt, mag sich schon gewundert haben über das, mitten auf grünem Rasen, aufgestellte Himmelbett.

Zwar ist ja nun wohl jeder Ort im Freien, wenn man sich zum Schlafen hinlegen wollte, ein

Himmelbett an sich, wo Mond und Sterne einem in die Träume scheinen. So aber ist dies hier nicht gemeint. Nein, das Himmelbett auf der Bleichwiese von Neckarsteinach hat ein solides Dächlein von rotgebrannten Ziegeln, die durch die Länge der Zeit auch schon mit Moos überwachsen sind. Weit nach beiden Seiten hin hängt dies Dächlein über, um auch genügend Schutz gegen schrägeinfallende Regen zu bieten. Hinter- und Seitenwände des Bettes sind außer dem soliden Brettverschlag nur mit kleinen Lufen in der Höhe des Kopfkissens nach allen Richtungen versehen. Vorne aber, wo das Bett weit offen steht, sind die landesüblichen geblünten Gardinen, und behaglich genug sehen die blau- und weißkarrierten, bidgestopften Federkissen und Pfulben aus. Zur Sommerzeit könnte man sich kein kühleres Schlafgemach wünschen.

Zudem murmelt ein Dächlein keine zwei Schritte entfernt vorüber und bietet als Toiletisch das klarste Wasser. An der Kopfseite aber des alten Bretterverschlags und weit über das Dach ragt ein wilder Rosenstock und hatte gerade jetzt im Mai seine volle Blütenpracht erschlossen.

Als Agathens Laterne ihren Schein über den Wiesenweg herwarf und der große Hund voran gesprungen kam, stand die Waschfrau auf, die bis dahin auf der Bank vor ihrem Hause mit einem Strick-Strumpf wartend gesessen, rief dem vermeintlichen Wächter noch einen Gute-Nacht-Gruß zu, machte ihn aufmerksam, daß hinter seiner Bett-hütte noch sechs Linnenstücke ausgespannt lägen und ging in's Haus. Agathe brauchte nichts mehr zu antworten. Es war ihr nicht wenig Sorge gewesen, wie die tiefe heisere Stimme des Großvaters nachzuahmen. Nun blieb das unnötig.

Sie ging noch einmal, gefolgt von Karo, den weiten Wiesenplatz entlang, wo eng nebeneinander die Wäsche ausgebreitet lag. Drauf hing sie die Laterne an den dazu bestimmten Hafen über der Bank, die unter dem Rosenstock angebracht war, legte den Mantel ab und zog die Vorhänge zusammen, doch so, daß sie noch etwas offen blieben und sie den ihr anvertrauten Platz überschauen konnte. Dann, aus ihren dicken Schuhen schlüpfend, ohne sich weiter ausziehen, denn sie mußte ja jederzeit bereit sein, heranzuspringen, wollte sie gerade unter die Decke schlüpfen, als ihr Großvaters Worte wieder einfielen.

"Ja so, die Zipelkapp" — lachte sie und holte auch diese noch aus der Manteltasche heraus.

Aber es war kein leichtes Ding, sie um das dicke Geslecht ihres schwarzen Haares herumzuziehen. Ganz ging es auch nicht, und es schaute noch überall krankes Gelock hervor.

Doch es hatte ja auch weiter keinen Zweck, sie tat es nur aus Gehorsam, war's doch eine gar milde Frühlingsnacht, mondlos überdies. Erkennen konnte sie selbst die alte Wäschfrau nicht, wenn sie auch ganz nah vorübergehen sollte.

Ihr Nachtgebet hatte sie gesagt, aber einschlafen wollte sie nicht, obgleich sie sehr müde war nach harter Tagesarbeit und der Schreck mit dem Wäglein ihr noch in den Gliedern nachzitterte. Ein paarmal fielen ihr die Augen zu, sie raffte sich immer wieder auf — da zog sie etwas an einem Schnürlein unter dem Nieder hervor, das bedeckte sie mit Klüffen — das sollte sie wach halten. So lag sie da mit gefalteten Händen und fuhr nur ab und zu in die Höhe, wenn der Nachtwind durch den Wildrosenstrauch strich, daß seine Zweige das Dächlein streiften. Dann spähte sie wohl forschend hinter dem Vorhang hervor. Staro lag ruhig unter der Laterne, sie merkte, es war alles in guter Ordnung, und bald sang das murmelnde Wäglein sein Schlaflied gar zu unwiderstehlich — selbst die vorüberrassenden Züge, das Gepfeife, wenn die Lokomotive aus dem Tunnel kam — das sie übrigens von ihrer Dachkammer drüben in der Hütte von Kind auf gewohnt war, vermochten sie nicht mehr zu wecken.

\* \* \*

Wie einzig schön die Bahnfahrt von Heidelberg das Neckartal herauf auch ist, beim ersten Frühzug sitzen die meisten Passagiere verschlafen in ihren Ecken. Heute aber lehnte einer weit hinaus, als wolle er die Gegend verschlingen mit den Augen, und schon einmal hatte der Kondukteur ihn warnen müssen, vorsichtig zu sein, und auch im Tunnel, der jetzt käme, des Rauches wegen das Fenster wieder zu schließen. Es war ein härtiger, sonnenverbraunter Mann mit derben Händen, die von redlicher Arbeit zeugten, aber wenig zu dem feinen

Tuch seines Anzugs und dessen elegantem Schnitt zu passen schienen. Von weither mußte er kommen, die mannigfachen Hotelmarken seines Handkoffers bewiesen es. Auch das reiche Trinkgeld, mit welchem er den Kondukteur belohnte, als dieser ihm behilflich gewesen, das etwas verquollene Fenster zu öffnen, ließen auf gute Verhältnisse schließen, obwohl er dritter Klasse reiste. Die war noch sehr leer um die Zeit vor Sonnenaufgang, daher hatte auch der Schaffner Zeit, sich zu ihm zu gesellen, ihm Red und Antwort zu stehen.

Neckargemünd hatten sie nun hinter sich; es ging in den Tunnel — kaum aber, daß die rückkehrende Helligkeit dessen Ende ver-

kündete, denn der erste Morgenstrahl streifte eben die Berge, da sauste das Fenster wieder herunter und nun bekümmerte sich der Reisende nicht mehr um des Schaffners Worte, nun wußte er selbst die Namen, die er vorhin gesucht, und wie verzückt schaute er hinaus in die Gegend:

„Yes! das ischt noch der alte Kirchdurm! un an die Burg, very well . . . nei, das Schwabnescht

sieht mer von hier aus nit, aber hier, jo freili . . . der Scheitbach, wie klein er ischt — i hätt ihn in der Erinnerung für nen Fluß g'halte — un do die Bleich hei jo . . . un dort auch no grad so wie einischt das Bett vom Wächter . . . hei, und sollt dös noch der Staro . . .“

Weiter kam er nicht mit seinen Gedanken. Der Zug war vorübergebraust und fuhr den Häusern des Städtchens entlang im Bahnhof ein, wo der Fremde sein Ziel erreicht hatte.

Er stieg aus, gab den Koffer im Gepäckbureau zur Verwahrung und schritt, ohne nach Weg oder Gasthof zu fragen, in den erwachenden Morgen hinein.

Als er aber nun an eine Straßenecke kam, blieb er befinnend doch stehen; noch war kein

### Wexierbild.



Da vorn ist einer von der feindlichen Patrouille — und dort hinten der andere. Wo sind die Beiden?

Leben darin. Fern am andern Ende blickte ihm ein wohlbekanntes Schild entgegen, der goldne Adler an seinem Vaterhaus; der schien ihm zu winken.

Eine Träne kam in des Mannes Augen, aber er zerdrückte sie mit der derben Hand, schüttelte energisch den Kopf und sagte fast laut:

„No, no, Goddam! 's ischt halt emol so. Nimmer mit traurige G'danke will i mir d' Luscht nit verderbe losse. Mei Heimathaus ischt jetzt bei ihrem Großvadder. Punktum!“

Er wandte sich ab und schritt dem oberen Ende der Stadt zu, wo die Landstraße von Schönau einmündet, fast entlang dem Schienenstrang, auf dem er eben gekommen war.

So sah er auch die Bleiche wieder liegen, und ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. So früh, fast noch in der Nacht, hätte er doch nicht an die Türe Agathens klopfen können. Aber, wenn es noch der alte Huber war, der hier wie vor Jahren das Wächteramt hatte, der würde ja doch bald munter sein, um das Linnen zu gießen! — Nun steigerte sich seine Mgeduld mit jedem Schritt, seit Jahren hatte er von der Geliebten nichts gehört; aber im Gedenken an sie war ihm die Arbeit leicht geworden, felsenfest hatte er auf ihre Treue und sein Glück gebaut; letzteres hatte ihn nicht im Stich gelassen, ob aber . . . jetzt erst, in diesen letzten Augenblicken, ehe er Gewißheit erlangen konnte, jetzt auf einmal kam ihm der Zweifel, — die Angst, sie nicht mehr zu finden. Sie konnte krank, sie konnte auch fortgegangen sein zum Dienst in die Stadt und dort — war sie ihm dort treu geblieben, die selbst unter den Städterinnen Aufsehen erregen mußte mit ihren großen blauen Augen, zu denen die schwarzen Haare so wunderbar ließen, sie mit dem wunderlieblichen Mund und der hohen, schlanken, schönen Gestalt?

Unwillkürlich verlangsamte sich sein Schritt, das Herz klopfte ihm fast hörbar und nun stand er unschlüssig an der niederen Einfriedigung ans Tujas und spähte umher, ob noch irgendwo ein waches Wesen ihm Auskunft geben könne, oder ob nicht schon Licht in der ihm so wohlbekannten Hütte da drüben wäre. Aber alles war still, nur der Hund stand von seinem Lagerplatz auf und kam knurrend heran.

„Karo“ rief ihm der Fremde fragend entgegen: „Karo — kennst du mich?“ Da stuzte das Tier, es spitzte die Ohren, es sprang winselnd an der Hecke empor, und im nächsten Augenblick, als der Reisende diese übersprungen, gab es eine rührende Erkennungsszene, denn der Hund sprang so nagestium an ihm empor, daß er Mühe hatte,

aufrecht zu bleiben. Durch Streicheln beruhigte er ihn endlich und folgte dem Hund, der nun schwanzwedelnd voran sprang und immer wieder zurückkam, gleichsam, als wolle er ihn auffordern, ihm zu folgen zur Lagerstatt seines Herrn.

Der Wächter mußte übrigens einen guten Schlaf haben, einen bessern als sonst Leute seines Alters, denn so lautlos war Karos Freude doch nicht gewesen, und jetzt eben, auf den Zweigen der wilden Rose, die ihre üppig blühenden Ranken über das Dächlein hinwarf, saß ein Vöglein und begrüßte den Morgen mit schmetterndem, jubelndem Lied.

Nun war's ihm doch zweifelhaft, ob der Alte überhaupt noch da schlafe; so schob er vorsichtig den Vorhang zur Seite, daß die Tageshelle unter das Dächlein fiel.

Aber da . . . war das ein Traum, konnte er seinen Augen traun, oder war er verzaubert und erlebte eins von den Märchen, die ihm die frühverstorbene Mutter einst in seliger Kinderzeit erzählte . . . da lag ja nicht der alte, runzlige, graubärtige Greis, da lag auf dem blau- und weißgewürfelten Kissen ein rosiges Mädchenantlitz, von schwarzem, krausem Haar umrahmt, auf dem sich eine weiße Zipfelmütze recht drollig ausnahm. Große Bilder schien der Traumgott vor die geschlossenen Lider zu zaubern, denn um den Mund spielte ein glückseliges Lächeln. Nicht satt sehen konnte sich der junge Mann an dem Bild, das selbe war's, das er so jahrelang im Herzen getragen, es war seine Agathe, die hier lag, so unverändert, als habe sie die sechs Jahre schlafend auf ihn gewartet. Denn wenn sie auch in Wahrheit blaß war und abgehärmt am Tage: jetzt hatte der tiefe Schlaf in freier Sommernacht ihre Wangen mit rosigem Schimmer übergossen, daß sie viel jünger ausah, als sie wirklich war.

S kaum wagen Atem zu schöpfen, stand der von fern Hergereifte noch immer da. Konnte sie's denn sein, war sie's wirklich? und war auch ihre Seele so unverändert geblieben wie ihre Züge? Zufällig sah er herunter auf ihre Hände, die hielten eine kleine Muschel umklammert, welche durchbohrt an schwarzer Kordel um ihren Hals hing.

Welch anderes Zeugnis verlangte er noch? Diese Perlenmuschel, die er selbst einst aufgefischt aus der Steinach — wo man ab und zu deren sehr wertvolle findet — zeigte ihm genugsam, wie treu sie sein Andenken bewahrt hatte.

Jetzt konnte er sich nicht länger bezwingen, er beugte sich nieder, faßte ihren Kopf fachte in seine Hände und küßte sie auf den roten Mund.

Da schlug sie die Augen auf, erst noch wie beinunngslos:

„Großvadder!“ murmelte sie.

Aber es kam mit ganz andern Tönen an ihr Ohr:

„Agathe, mei Agathe — i bins — ich selber!“ Jetzt blieb sie stumm; ihre großen blauen Augen waren starr; Schrecken, Erwartung und freudigste Hoffnung schienen sich darin zu folgen. Die Stimme war ihr so traut und doch der bärtige, tiefgebräunte Mann so fremd; das aber währte nur eine Minute, dann schlang sie die Arme um ihn:

„Paul o Paul, du kommst mich zu holt, gell? Du hast mich nit vergessen. O nun gib mi frei, daß i Gott danke ka!“

Und ihn sanft zur Seite schiebend, sprang sie mit beiden Füßen aus dem Bett, denn sie war ja völlig angezogen, da sie als Wächterin sich hinlegte.

Sie schlüpfte in ihre Holzschuhe, kniete am klaren Bächlein nieder und wusch ihr Gesicht, und dann erhob sie die Hände in brünstigem Dankgebet zu Gott, der sie aus tiefstem Leid zu solchem Glück hatte erwachen lassen.

Es waren selige Stunden, die die zwei noch auf der Bank unter dem wilden Rosenstock verplauderten.

Er erzählte, wie er sich durchgearbeitet und erst hart gekämpft. Doch da er nicht ganz mittellos war, er hatte ja das Erbe seiner Mutter auszahlt bekommen, ging es doch leichter als bei andern. Dann mit einem Freunde zusammen kaufte er eine Farm, wo aber noch viel Land urbar zu machen sei. Der Freund sei schon verheiratet, und um ihm das gleiche Glück zu gönnen, habe er ihm den Vorschlag gemacht, einige Monate Bestellung und Ueberwachung der Knechte allein

zu übernehmen, damit auch er sich ein Weib in der Heimat holen könne.

„Ihn da hast du die weit Reif' g'macht, numme wege mir; als ob's do drüwwe nit au Frauzimmer gäb!“ — Die höhneuden Worte seiner Schwester waren ihr eingefallen; sie lachte glücklich.

„Keine wie du!“ gab er zurück. „Lang awer darstsch mi nit warte lasse: heit no fahre mer z'rück nach Heidelberg, um all's für d' Hochzeit z'richte. Oder isch der sell lieber, no holte mer se z' Amstertdam!“

„Awwer du wilstsch doch au zu dem Vadder, zu deine Leit?“ fragte sie ängstlich.

Er schüttelte den Kopf:

„Schwas mer nit dabo. Mir zwei g'höre z'samme. Dir hawwe se d' Tür g'wiese. Nit auf d' Schwel setz i de Fuß, wenn's di nit mit Ehre reinhole duthin. Ihn mit jellsem hot's toiG'fahr.“ Sie nickte zustimmend und seufzte „I hab se an nit wider g'schproche seit jellsem Unglücksdag!“

An gestern Abend dachte sie gar nicht mehr, das lag jetzt so weit hinter ihr!

War das ein fröhliches Frühstück heute in des Bleichhubers Hütte! Auch dem Alten hatte die Nacht im windgeschützten Zimmer und der heiße Abendtee wohlgetan. Der Husten hatte nachgelassen, und die Freude, sein Enkelkind in trene Hand geben zu können, schien ihn ganz verjüngt zu haben.

Ihm hatten sie noch nichts von der baldigen Wiederabreise gesagt, er sollte langsam drauf vorbereitet werden, denn so leicht schien es auch nicht, ihn zur Begleitung zu überreden, und allein wollte Agathe den Großvater doch nicht zurücklassen.

Sie hatte das Tischchen zum Frühstück in das Kämmerlein gedeckt, neben sein Bett, lief geschäftig



Agathe, mei Agathe — i bins!



hin und her, alles zu besorgen, und überließ es Paul, ihn einstweilen auf ihre Pläne vorzubereiten.

So stand sie gerade am Herd, als die Tür von außen leise aufgemacht und ein Kind herein-geschoben wurde, das zuerst angstvoll stehen blieb, dann lachend vortrippelte.

Es hielt einen großen Blumenstrauß von Levkoien, Nelken und Rosen fest umfaßt mit den kleinen Händchen.

„Very well, da kommt scho e Gratulandche für's Bräutche,“ rief Paul erstaunt vom Nebenzimmer her, wo er neben dem Alten saß und diesen fragte, wer das wohl schon habe erraten können und wem das Kind gehöre.

Huber kannte das Kind auch nicht, er ahnte nicht, was sein Erscheinen zu bedeuten habe.

Agathe indes war neben der Kleinen niedergekniet: jetzt erst fiel ihr das gestrige Ereignis wieder ein. Sie hob das Kind in die Höhe und küßte es: „O du lieb's Engelche, du, aber den scheene Schtrauß wellemer z' samme in d' Kirch bringe, gell — mir hawwe ja beid unserm Herrgott so viel z' danke.“

Da ging die Türe noch weiter auf. Agathe hatte nicht bemerkt, daß noch jemand dahinter stand und der Kleinen nachschaute, jetzt sah sie ihre frühere Schulgefährtin, Pauls Schwester, die ihr bis dahin immer feindlich gesinnt, bittend stehn.

„Derf i au e bissle reikomme, Agath. Schau, ich haw's nit glawe wolle, wie mer's der Badder verzählt hat. Du, du hoch mer dös Liesche g'rettet, un ohne dich konnte mers jetzt naus trage losse uffen Kirchhof. Agath gib mer d' Hand. Der Badder hat g'sagt, i sollt di rüwver hole zu uns, er wollt dir's lohne, wie er numme köunt!“

Die junge Frau wollte das Mädchen mit sich fortziehen, aber sie blieb plötzlich festgebannt stehen. In der Tür zur Kammer war ein großer fremder Mann erschienen; finster zog er die Brauen zusammen.

„Die Agath betritt ener Haus nit widder!“ Wie ein schriller Miston klang seine Stimme nach der Bittenden. „Agath, du hasch mir's g'schwore, eh i fortbi.“

Er kam nicht weiter. Seine Schwester hing an seinem Hals.

„Paul, Bruder — du bisch z'rück un — du komm'sch nit zu uns! O wenn du wisse thäich, wie's dem Badder hart antut, daß du gar nit von dir hasch höre lasse.“

„Er hot mi jo selber nausg'jagd, mi un di da, wenn i nit von dem Mahdel lasse wollt. D' Agath ischt awwer jetz mei Brant, i bin e freier

Mann un i kann zum Weib nehme, wen i will. Yes, dös Haus, wo i nit willkommen bi, dös duhd mei Brant an nimme betrette, und dös Haus, wo mei Brant einmal schimpflich nausg'jagt worde ischt, do geht se erscht nei. wenn sie der Badder selber widder mit Ehre neiholt. Yes, dös kauscht ihn sage, Marieche, un grüße magstcht ihn an von mir, wenn mer fort sin!“

„Paul, laß der numme dös sage: der Badder ischt nimmer wie er war. Du heisch numme höre solle, wie er geschtern heimkomme ischt. Weischt an was, hett er zu mir g'sächt: der Gaul ischt verfallt und 's Wägelche ischt hin, hot er g'sächt. Awer daß bei Liesche

g'rettet ischt, dös danke mer dem brawschte Mädche im Ort — jo, so hot er g'sächt: dem brawschte Mädche. Und weischt, wer dös ischt? O i haw ihr e bitter llurecht tan, un wenn numme der Paul jetzt dö wär: i wollt's gut mache, weiß Gott: So hat er g'sächt: 's isch woher un wahrhaftig.“

„Dös hatt der Badder g'sächt,“ fragte Paul nochmals, jedes Wort betonend.

„Jo, dös kann i dir schwöre, un nur dessentweg haww i d' Agath rüwver hole solle, er hot's ihr sagge wolle, sie möcht an di schreibe un er hätt nit mehr dorwidder. . . do — schau numme“ — sie zog ihn ans Fenster: „es wähet ihm zu lang, dort kommt er selber, un in seim Sonntagrock, dös hat was zu bedente!“



Agathe war neben der Kleinen niedergekniet.

Wirklich! er war es selbst, der stolze, reiche Adlerwirt und Bürgermeister, der anklopfte an der niedern Hüttentür, hinter der die ärmsten Bewohner seines Städtchens lebten, und ein vielstimmiges, ein jubelndes Herein war's, das ihm entgegen scholl: zwei kräftige Männerarme umschlangen ihn fest, ehe er sich's versah.

„Wadder! Wadder!“

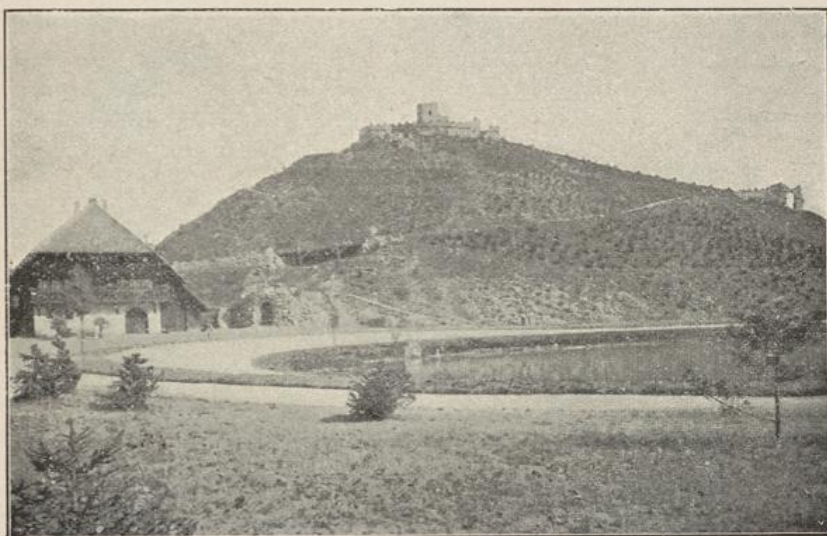
Den sonst so harten Mann überwältigte die Freude: er konnte erst keine Antwort finden und schaute nur von einem zum andern; eine Träne rollte ihm in den Bart, dann ging er auf Agathe zu, die mit niedergeschlagenen Augen, das Kind an der Hand, neben Maria stand.

„Also nit nur dös Enkelkind hasch da mir gerettet, auch daß der Sohn sich nit verlohre hot in der Fern, dös dank i doch nur dir, Agath! Wenn

i bi nun als Schwiggervadder bitt, wilsch du im Adler d' Hauswirtschaft iüwernemme un Hausfrau sei — wilsch nachher verhinne, daß er widder auswandre tut?“

Ein Blick in Pauls Augen sagten ihr die Antwort, die sie zu geben hatte . . .

Und die Hochzeit wurde gefeiert weder in Heidelberg noch in Amsterbam, die fand statt in Neckarsteinach im kleinen Kirchlein am Bergeshang, und um den Denkstein des Herrn Ulrichs von Landschad war an dem Tag ein Kranz von wilden Heckenrosen gewunden von denen, die über dem Himmelbett der Bleiche auferblühten. Die erzählten es leise dem steinernen Ritter, wie Paul unter ihrem Duft sein schlafend Dörrröslein wach geküßt hatte.



## Der Lauterberg in Karlsruhe.

Von Kamerad Ströbe\*), Hofapotheker in Karlsruhe.

Das in den Jahren 1870/71 erbaute Karlsruher Wasserwerk entnimmt sein Wasser dem Grundwasser des Rüppurrer Waldes, dessen Untergrund aus grobem Kies besteht, der mit einer dünnen Humusschicht bedeckt ist. An der zur Wasserentnahme gewählten Stelle, die zwischen Stadt und Wald liegt, zog sich früher ein Flußbett hin, das mit einer mächtigen Lettenablagung ausgefüllt ist. Hier also staut sich das Wasser

des Waldes und kann bequem aufgefangen werden; dazu sind 7 Brunnen angelegt, die mit dem Pumpbrunnen durch Heberleitung in Verbindung stehen.

Die Pumpstation verfügt über 4 Pumpmaschinen, von denen 2 mit Gasmotoren, die 2 andern mit Dampf getrieben werden. Da jede Dampfmaschine stündlich 720 cbm und jeder Motor 210 cbm Wasser fördert, so beträgt die gesamte Förderung 1860 cbm Wasser in der Stunde. Von der Pumpstation führen 3 Hauptstränge in die Stadt; einer von ihnen versorgt das Hochreservoir auf dem Lauterberg. Der Lauterberg ist eine künstliche, aus Kies und Sand bestehende Erbauung

\*) Vgl. Ströbe: „Wie gewinnt man gutes Trinkwasser?“ Ein Beitrag zur Wassererlosungsfrage unter Hinweis auf den Einfluß der Schwemmkanalisation auf die Beschaffenheit der Flüsse. Karlsruhe 1901, Müller'sche Hofbuchhandlung. Der Reinertrag ist für den Grundhaß einer Unterfüßungstasse der babilischen Sanitätskolonnen bestimmt.